

Verständnis hat und die Ursache, wie die Entstehung des theologischen Modernismus weder verfolgt, noch viel weniger begriffen hat. Wie bei der Aufklärung, so liegt auch bei dieser geistigen Bewegung die Bedeutung und Gefahr darin, daß er alle Erscheinungen des geistigen Lebens ergreift und zu beherrschen strebt. Der Wahn, es könnte sich doch irgendwo eine Brücke zwischen der katholischen und der ungläubigen modernen Weltanschauung finden oder schlagen lassen, ergriff weite Kreise. Während nun in der Theologie der Modernismus überwunden und die Scheidung der Geister geschehen ist, macht er sich in Kunst und Literatur geltend. Und gerade hier wird er den schärfsten Ausdruck finden.“ Die Aufklärung – und im Hintergrund die Reformation – erscheint in dieser Richtung des 19./20. Jahrhunderts als Quelle aller Übel. Entsprechend lapidar fährt Decurtins fort: „Und weil wir in unverbrüchlicher Treue gegen jenen, der gesagt hat: ‚Ich bin die Wahrheit!‘ im Besitze der Wahrheit sind, so ist es unsere Pflicht, auch in der Literatur alles das zurückzuweisen, was wir als eine Verletzung und Trübung der Wahrheit betrachten müssen.“ Ursachen und Wirkungen der geistigen Entwicklungen im Abendland der Neuzeit lagen hier höchst einfach zutage, ebenso die Mittel zur Behebung aller Schäden. Als Modellfall eines modernistischen Literaturstückes analysierte der Kulturgeschichtsprofessor den längst angegriffenen Roman der österreichischen Schriftstellerin Enrica von Handel-Mazzetti „Jesse und Maria“: Hier erschien ihm der päpstlich verurteilte religiöse Subjektivismus in „vollendeter Kunst gefeiert“. Natürlich sah auch die Zeitschrift „Der Graf“ (Richard von Kralik) im Kampf gegen Carl Muth und das „Hochland“ in der Enzyklika „Pascendi“ ein Dokument, das „aktuell“ bleibt, „solange es eine Kultur gibt“. Eine Reihe von Namen müßten noch genannt werden, etwa der unglückliche Schweizer Priester-Dichter Heinrich Federer (1866–1928), der von seinem Bischof (Chur) gezwungen wurde, gegen „modernistische“ Tendenzen in der Literatur zu schreiben. Dazu die jeweils entsprechenden kirchlichen Hintergründe!

Die Untersuchung bringt eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis, ist aber leider am ungünstigen Ort publiziert.

München

Georg Schwaiger

Kornelius Fleischmann: Klemens Maria Hofbauer. Sein Leben und seine Zeit. Graz-Wien-Köln (Verlag Styria) 1988, 303 S., geb.

Um es gleich vorwegzunehmen: Bei dem vorliegenden Werk aus der Feder eines Literaturhistorikers handelt es sich um eine hagiographische Darstellung. Hagiographie aber hat naturgemäß immer eine Tendenz. Und wenn es im Umschlagtext heißt: „Klemens Maria Hofbauer, der ‚zweite Patron Wiens‘, gehört zu den großen Gestalten der Kirche des frühen 19. Jahrhunderts. Er ringt leidenschaftlich um die Überwindung des josephinischen Denkens in Staat und Kirche und wird für viele Dichter und Denker der frühen Romantik ein geistlicher Magnet. Sein Leben und sein Werk sind in der heutigen Kirchensituation von großer Bedeutung“ – so kommt ebendarin die Tendenz des Buches schon klar zum Ausdruck. Dies müßte kein Schaden sein, sofern sich der Hagiograph – als Historiker – nicht der Pflicht enthebt, die Quellen zum Leben und Wirken seines „Helden“ umfassend zu studieren und sich mit der einschlägigen Literatur auseinanderzusetzen. Denn auch der Hagiograph ist zuerst der historischen Wahrheit verpflichtet, die sich nur durch intensives Studium erschließt – vorausgesetzt, dieses verbindet sich mit historischem Einfühlungsvermögen.

Ein Blick in das Literaturverzeichnis und in die Anmerkungen zeigt indes, daß die Quellen- und Literaturbasis dieser Biographie Hofbauers (1751–1820), des ersten deutschen Redemptoristen oder Liguorianers (tschechisch-deutscher Abstammung) und ersten Generalvikars der Kongregation der Redemptoristen nördlich der Alpen (seit 1788), ziemlich schmal ist. Im übrigen beschränkt sich die Darstellung in der Hauptsache auf die letzten zwölf Jahre im Leben Hofbauers: auf Hofbauers Wiener Wirksamkeit und seinen Einfluß auf Friedrich und Dorothea Schlegel und den durch diese begründeten oder inspirierten Wiener Romantikerkreis. Das Buch versucht die Gestalt

Hofbauers „vor dem Hintergrund der Literatur- und Kunstgeschichte der Wiener Kongreßzeit herauszuarbeiten“ (Vorwort, S. 8). Dabei erweist sich der Verfasser als guter Kenner der Wiener Romantik. Über sie und ihre Vertreter – „diese intellektuellen Schwärmer“ (S. 119) und nicht selten exzentrischen Charaktere – sowie über die von den Wiener Romantikern (Schlegelscher Kreis, „Strobelkopf-Gesellschaft“) ausgehenden kulturellen, religiösen, künstlerischen Impulse („Lukasbrüder“), auch über die weit ausstrahlenden Verbindungen der Romantiker bzw. der romantischen Zirkel vermittelt das Werk ein höchst anschauliches Bild, wenn auch in der Darstellung streckenweise Romantiker-Biogramme aneinandergereiht sind und überhaupt die Romantik – mit ihrem doch recht problematischen Mittelalter-Enthusiasmus – in allzu verklärendem Licht geschildert wird. Im Kontrast dazu zeichnet der Verfasser die Geistesbewegung der Aufklärung in düsteren Farben. Sie erscheint, zumal in ihrer josephinischer-österreichischen Spielart, – ganz in der Sicht Hofbauers – als der große, glaubenszersetzende Feind. Daß hier die Ergebnisse der neueren Forschung sehr zu differenzierendem Urteil mahnen und eine katholische Aufklärung im religiös-kirchlichen Bereich unstreitig berechtigte – um nicht zu sagen: längst überfällige – Anliegen aufgegriffen und vertreten und fruchtbare Reformansätze hervorgebracht hat, wird nicht zur Kenntnis genommen. Im Licht einer um Unterscheidung bemühten Sicht der Aufklärung, insbesondere einer katholischen Aufklärung (es sei nur erinnert an die einschlägigen Arbeiten Sebastian Merkes und Eduard Winters), erscheinen aber Hofbauers und seiner Mitsstreiter betont kirchlich-restaurative Bestrebungen – die der Verfasser unbedenken mit Bemühungen um „die Erneuerung des katholischen Glaubenslebens in Österreich“ (S. 237) in eins setzt – eher als fragwürdig, jedenfalls nicht als zukunftsweisend, ganz zu schweigen – beispielsweise – von Hofbauers inquisitorischer und denunziatorischer Einflußnahme gegen den Prager Priester und Gelehrten Bernard Bolzano, in dessen so erfolgreichem Wirken Hofbauer und seine Mitsstreiter „eine ernste Gefahr für ihre Missionsarbeit“ hätten sehen müssen (so entschuldigend der Verfasser), „mögen auch kleinliche persönliche Motive dabei eine Rolle gespielt haben“ (S. 237), ganz zu schweigen von dem verleumderischen Gutachten, das Hofbauer 1817 über Johann Michael Sailer abgab, um dessen Erhebung zum Bischof zu verhindern. Dabei stehen Hofbauers leidenschaftlicher missionarischer Eifer und beispielhaftes seelsorgerliches wie soziales Engagement, seine tiefe Frömmigkeit und asketische Lebensweise, auch seine offensichtlich charismatische Ausstrahlung auf gewisse Kreise außer Frage. Seine Anziehungskraft als Prediger dagegen war wohl weit weniger charismatisch als vielmehr durch seine deftige, rustikale, an Abraham a Sancta Clara erinnernde Sprache (mit hartem slawischem Akzent) bedingt, so wie man in Wien zur nämlichen Zeit in die Predigten Zacharias Werners weithin nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen ihres komödiantischen Effekts strömte. Hofbauer war, bei aller spiritueller Tiefe, die er persönlich zweifellos besaß, in einer beängstigenden geistigen Enge befangen, und es kann bei ihm von einer soliden theologischen Bildung, von fachlicher Qualifikation (wie der Verfasser meint), keine Rede sein. Schon seine mäßige Vorbildung und sein dürftiges, zudem mehrmals unterbrochenes theologisches Studium sprechen dagegen. Sailers Urteil (aus dem Jahr 1826) über einen anderen „ketzerreicherischen“ Zeitgenossen – den Augsburger Domkapitular Karl Egger – paßt zu gutem Teil auch auf ihn, unbeschadet seiner persönlichen Frömmigkeit: „... in den alten scholastischen Formen, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, mag er zu Hause sein, aber das Wesen ... der Theologie ist ihm fremd geblieben. Darum weiß er zwischen Wesen und Form, zwischen Haupt und Nebenlehre nicht zu unterscheiden, darum drückt und tötet er mit und neben dem Buchstaben den Geist, macht Nebendinge zur Hauptsache usw. ... Er ist ein kirchlicher Ultra im wahren Sinne. Katholisch, römisch-katholisch genügt nicht; petrinisch-römisch-katholisch müssen alle sein wie er selbst.“ Ebendeshalb stand Hofbauer auch als Informant beim Wiener Nuntius in hohem Kurs. Dialogbereitschaft oder gar Achtung vor dem religiösen Bekenntnis des anderen, wenn es – in seiner Sicht – um „die Bewahrung der unverfälschten römisch-katholischen Lehre und ihre Weitergabe an die durch Zweifel und Glaubensverlust eines ganzen Jahrhunderts geschädigten Zeitgenossen“ (S. 227) ging, kannte Hofbauer nicht – im Gegensatz zu Sailer, der wie

kaum ein anderer Theologe mit dem Geist seiner Zeit rang, um der Theologie neue, tragfähige Fundamente zu legen. Der Verfasser spricht demgegenüber treffend von der „monolithischen Haltung“ Hofbauers (S. 239) und sieht in ihm „vielleicht das, was wir heute einen Fundamentalisten nennen“ (S. 228).

Freilich will der Verfasser letztere Charakterisierung Hofbauers – entsprechend der Tendenz seiner ganzen Darstellung – in durchaus positivem Sinn verstanden wissen. Das heißt jedoch nicht, daß er für Hofbauers Grenzen überhaupt keinen Blick hätte. Insbesondere empfindet er es als „tragisch, ja unbegreiflich“, daß Hofbauer ausgerechnet bei der Beurteilung Sailer von „seine[r] begnadete[n] Menschenkunde“ im Stich gelassen wurde und ihn „sogar auf der gegnerischen Seite wählte und bekämpfte“ (S. 238). Und er spricht in diesem Zusammenhang von Hofbauers „purifizierender und konservierender Strenge“, von seiner Gefährdung „durch allzu engherzige Sorge um Rechtgläubigkeit“ (S. 239 f.). Wenn er indes im selben Atemzug Sailer (dessen Persönlichkeit und Wirken er sehr gerecht zu werden bemüht ist) „gelehrtenhafte Milde“ zuschreibt und ihn ebendeshalb „durch allzu weitherzige Großzügigkeit“ gefährdet sieht (S. 239) so verrät dies wieder mangelnde Auseinandersetzung mit der neuesten Sailer-Forschung. Denn diese läßt keinen Zweifel darüber, daß Sailer seiner katholischen Überzeugung nichts vergab und sie, wo nötig, kompromißlos verteidigte. Nur, Sailer's Kirchenverständnis unterschied sich von jenem Hofbauers und seiner Gesinnungsfreunde, und man hüte sich, letztere – streng römisch orientierte – Auffassung von Kirche, zumal an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als allein gültig, allein wahrhaft katholisch zu betrachten.

Genau dieser Punkt bezeichnet auch die Differenz zu Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg und seinem Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg. Die seit dem 19. Jahrhundert tradierte und auch vom Verfasser wiederholte Behauptung, beide Prälaten hätten nach dem Zusammenbruch der Reichskirche eine selbständige, d. h. von Rom unabhängige deutsche Nationalkirche angestrebt, in welcher der Primas eine dem Papst ebenbürtige Stellung einnehmen sollte (S. 113 f.), ist eine schlimme Mißdeutung ihrer wahren Absichten. Gewiß wünschten sie, in Anknüpfung an die reichskirchliche Tradition, eine eigenständige Kirche Deutschlands, aber schon die Tatsache, daß sie deren Reorganisation auf ein Konkordat mit dem Papst gegründet wissen wollten und sich deshalb unter schwierigsten Bedingungen über viele Jahre für einen alle deutschen Bundesstaaten einbeziehenden Konkordatsabschluß einsetzten, zeigt, daß ihnen der Gedanke an eine Unabhängigkeit von Rom oder gar schismatische Tendenzen absolut fernlagen. Man lese ihre Denkschriften und zitiere sie nicht nur! Freilich, ein einseitiger Papalismus, wie er dann von einer dezidiert „römischen“ Theologie propagiert wurde und auf dem Ersten Vatikanum mit der Hochstilisierung des Papstes zum Universal- und „Über“-Bischof endlich triumphierte, war ihnen – wie den meisten Theologen ihrer Zeit – fremd. Von daher ist auch die weitere Behauptung des Verfassers, der „ehrzeigige“ Wessenberg habe Hofbauer und dessen Ordensbrüdern wegen ihrer offensichtlichen Romtreue das Bistum Konstanz verschlossen (S. 49), völlig abwegig. Ihre restaurative, zeitgemäßen Reformen abholde Art der Seelsorge war es vielmehr, die es Wessenberg geraten sein ließ, die Redemptoristen im Konstanzer Sprengel nicht zuzulassen. Und er hat wohl klug gehandelt, wenn man bedenkt, welche mystizistischen Exzesse (und welchen religiösen Betrug) sich die Redemptoristen Hofbauerscher Prägung im bayerischen Altötting zuschulden kommen ließen. Otto Weiß' umfangliche Dissertation „Die Redemptoristen in Bayern (1790–1909)“ (St. Ottilien 1983) bietet darüber und über die gefährliche theologische Unbildung der führenden Köpfe beklemmenden Aufschluß. Und daß schließlich Hofbauers Einfluß während des Wiener Kongresses Dalbergs Konkordatsprojekt zu Fall gebracht und er so „eine hochpolitische Rolle von kirchengeschichtlicher Bedeutung im Hintergrund gespielt“ habe – wie der Verfasser schreibt (S. 115 f.) –, heißt doch Hofbauers Bedeutung maßlos überschätzen. Dalbergs Konkordats- und Kirchenpläne scheiterten insbesondere am Widerstand Bayerns und Württembergs, die beide aus staatskirchenrechtlichen Erwägungen heraus die Errichtung geschlossener Landeskirchen anstrebten und somit zum Abschluß von Sonderkonkordaten entschlossen waren. Dalbergs (und Wessenbergs) Pläne für eine gesamtdeut-

sche Kirchenordnung waren, weil den vorherrschenden staatskirchlichen Tendenzen zuwiderlaufend, de facto bereits vor dem Wiener Kongreß gescheitert. Natürlich gab auch die Römische Kurie endlich dem Weg von Sonderkonkordaten den Vorzug. Denn das Wiederaufleben einer starken Kirche Deutschlands, noch dazu mit einem starken Primas an der Spitze, würde die massiven kurialen Zentralisationsbestrebungen – das römische Konzept einer „Monarchisierung“ der Kirche – gestört haben. Da fand man sich schon eher dazu bereit, den einzelnen verhandlungswilligen Staatsgewalten zum Teil erhebliche Zugeständnisse einzuräumen – um auf längere Sicht nach der Devise „Divide et impera!“ verfahren zu können. Und die Rechnung ging, wie man weiß, tatsächlich auf.

Man könnte mit der Aufzählung von Fehlurteilen (z. B. im Falle Anton Günthers, S. 231 f.) und von historischen Ungenauigkeiten fortfahren. Trotz ihres gehäuften Vorkommens vermittelt das Werk aber gleichwohl einen plastischen Eindruck von der Persönlichkeit Hofbauers. Allerdings ist – aus den oben genannten Gründen – kritische Lektüre angezeigt, und man tut gut daran, den Heiligenschein Hofbauers zunächst einmal „abzudecken“ – und im übrigen zu vergleichen. Bei nüchterner Betrachtung erscheint Hofbauer unter „den großen Gestalten der Kirche des frühen 19. Jahrhunderts“ wohl eher als eine kleine – was nicht heißt, daß sein Lebenswerk nicht Respekt verdiente.

Dem Werk sind ein Anmerkungsteil, ein Personenregister sowie 17 Porträts beige-fügt.

München

Manfred Weitlauff

Josef Edmund Jörg. Briefwechsel 1846–1901. Bearbeitet von Dieter Albrecht (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A: Quellen. Band 41), Mainz (Matthias-Grünewald-Verlag) 1988, 60 und 581 Seiten, 1 Porträt, Ln. geb.

Joseph Edmund Jörg (1819–1901) war zweifellos der bedeutendste katholische Publizist Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert. Ursprünglich Priesteramtskandidat, nahm sich nach Abschluß des Theologiestudiums (1843) in ziemlich bedrängter Situation des hochbegabten jungen Mannes der Münchener Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger an. Als dessen Amanuensis war Jörg maßgeblich am Entstehen von Döllingers dreibändigem (gegen Ranke gerichteten) Werk „Die Reformation, ihre Entwicklungen und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses“ (Regensburg 1846–1848) beteiligt. Und 1851 trat er selber mit einer umfangreichen Quellenstudie an die Öffentlichkeit: „Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526. Aus den diplomatischen Correspondenzen und Originalakten bayerischer Archive dargestellt“ (erschien bei Herder in Freiburg). Das Werk, das in der Hauptsache den Bauernkrieg in Oberdeutschland behandelte und die Reformation als Revolution charakterisierte, fand in der Fachwelt gute Aufnahme. Sie mag Jörgs durch Döllinger vermittelte (bescheiden besoldete) Anstellung als Zweiter Kanzlist beim Reichsarchiv in München (1852) befördert haben. Archivar im bayerischen Staatsdienst blieb denn auch lebenslang Jörgs Hauptberuf, wengleich er nicht zuletzt wegen seines Engagements als politischer Publizist von Regierungsseite schwerste Benachteiligungen und Zurücksetzungen hinnehmen mußte.

Durch Döllinger war Jörg auch in den Münchener Görreskreis eingeführt worden, der sich 1838 – unter dem Eindruck des „Kölner Ereignisses“ – in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland“ (wegen ihres Umschlages auch „Gelbe Hefte“ genannt) ein publizistisches Sprachrohr geschaffen hatte. 1852, nach dem Tod Guido Görres', übertrug die Familie Görres als Besitzerin der „Blätter“ Jörg deren Redaktion, wiederum nicht zuletzt auf Empfehlung Döllinger. Gewiß hatte sich Jörg bereits seit dem Revolutionsjahr 1848/49 als politischer Publizist betätigt und als führendes Mitglied des Münchener konservativen „Vereins für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit“ in Wort und Schrift einen gemäßigten Konstitutionalismus